

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 128.

Samstag, 2. Juni.

1928.

Im langen Bruch.

Roman von Hainz Alfred von Bern.
Urheberschutz durch Stuttgarter Romanzentrale C. Udermann,
Stuttgart.

Machdruck verboten.

1. Kapitel.

Jochen von der Lühe schritt den schmalen Fürschsteig entlang. Durch das Blätterdach der alten Buchen fielen schimmernd verirrte Sonnenstrahlen und zauberten grün-goldige Reflexe auf das weiche Waldmoos. Drobend im Geäst ruckte ein Wildtauber, und von der Schlagfläche herüber klang das heisere „Hii—äh—Hiiäh“ eines Mäusebussards. Sonst störte kein Laut die Stille des Zulinchmittages, nur von irgendwo, aus weiter, weiter Ferne, kam das Geräusch eines rollenden Zuges herüber.

Gleich Säulen ragten die mächtigen, grausilbernen Stämme empor, von Flechten behangen, und die weit ausladenden Äste wölbten sich zu einem Dom. Laulos und unhörbar versank jeder Tritt in dem Humusboden des sorgfältig glatt geharkten Steiges.

Zwischen weißgesterten Anemonen und blaugelbem Löwenzahn schimmerten die roten, noch unreifen Früchte der Preißelbeeren, kleine Fichtenhorste waren in das Altholz eingeprengt, und hin und wieder leuchtete das schneige Weiß einer einzelnen Birke auf.

Ein Eichhörnchen huschte an dem Stamm eines Baumes empor, drückte sich in eine Astgabel, wippte mit der buschigen Rute und äugte neugierig herab. Im Bogenflug strich ein Schwarzspecht über die Schneise, fliebte gleich darauf an der rissigen Borke eines alten Überständers und hämmerte in die morsche Rinde, daß die Späne flogen.

Der Hochwald lichtete sich. Eine weite, sanft abfallende, von einem kleinen Rinnthal durchzogene Wiesen-schlange breitete sich aus, die Grenze zwischen dem Lüheschen Gut Brieckow und der gräflich Steinrückischen Herrschaft Steinrück.

Vor wenig mehr als Jahresfrist hatte Jochen von der Lühe, der bis dahin als Oberleutnant bei den Garde-huaren stand, nach dem Tode seines Vaters die Besitzung übernommen, und wenn ihm auch in dem langjährigen Inspektor Böllmann sowie den Förstern Kehler und Unger erprobte Beamte zur Seite standen, so dauerte es doch Monate, ehe er sich nur einigermaßen eingearbeitet hatte. Eine Kleinigkeit war es nicht, das achttausend Morgen große Gut, das zur reichlichen Hälfte aus Wald und Seen bestand, zu bewirtschaften, aber wo nur ein Wille ist, ist auch ein Weg, und Jochen hatte keinen Augenblick gezögert, sich den an ihn herantretenden Pflichten mit allen Kräften zu widmen.

Verkehr gab es in der Gegend ohnehin nur wenig. Das kleine, zehn Kilometer entfernte Kreisstädtchen Uckrow hatte keine Garnison, und somit kamen eigentlich nur der Amtsrat Lohmeier, der seit einem Vierteljahrhundert die Domäne Gleuzig gepachtet hatte, und Graf Kurt Steinrück auf Demmin sowie Forstmeister Rosenow in Selchow in Frage.

In früheren Jahren hatten zwischen Graf Albert Steinrück auf Steinrück und den Brieckowern herzliche Beziehungen bestanden, aber dann, vor ungefähr einem Jahrzehnt, war die Freundschaft ganz plötzlich und unheilbar in die Brüche gegangen. Was eigentlich der Anlaß hierzu gewesen war, hatte Jochen niemals erfahren. Seitdem herrschte zwischen den Nachbarn eine

Art Kriegszustand. Bei den Jagden hieß es: „Bitte hier, an der Grenze, Hahn und Henne abzuschießen!“ Jeder Grenzbock wurde zu einem Streitobjekt, und wenn es sich gar um einen jagdbaren Hirsch handelte, dann hatte das Forstpersonal Tag und Nacht keine Ruhe, um den Geweihten zu bestätigen.

Fast noch schlimmer wurde es, als Graf Albert vor zwei Jahren einen leichten Schlaganfall erlitt, der ihn zwang, sich größte Schonung aufzuerlegen und für lange Zeit auf die Ausübung der Jagd zu verzichten. Nun blieb der Abschluß gänzlich den Beamten überlassen, und fast kein Tag verging, an dem es nicht an der Grenze knallte. — Zwar hatte Jochen kurz vor der Übernahme des väterlichen Gutes den Versuch gemacht, wenigstens ein leidlich verträgliches Verhältnis anzubahnen, aber er war bei seinem Besuch in Steinrück gar nicht angenommen worden und hatte sich darauf beschränken müssen, seine Karte abzugeben.

So blieb eben alles beim alten, und als Kekler vor einigen Tagen gemeldet hatte, daß ein guter Bock auf der Bruchwiese an der gräflichen Grenze austerete, da gab Jochen Anweisung, den Schäfer, der doch über kurz oder lang von einem Steinrückischen Beamten abgeschossen werden würde, keinesfalls zu schonen. Aber, wie gewöhnlich in solchen Fällen, wollte es nicht klappen; der Bock zog erst spät abends bei schwindendem Büschellicht zur Lüng, bald stand er diesseits, bald jenseits der Grenze, und ein Anflügeln war in dem flachen Gelände, das keinerlei Deckung bot, ganz ausgeschlossen. Schließlich riss Jochen die Geduld, und der heutige Fürschgang sollte dem alten Schlaumeier gelten.

Gleich einer freitunden, feuerflüssigen Scheibe versank das Tagesgestirn am westlichen Horizont und lange, tief schwarze Schlagschatten warfen die Randbäume auf das smaragdene Grün der Wiese.

Hinter einem Wacholderstrauch hatte Jochen den Jagdstuhl in den weichen Waldboden eingerammt und suchte nun mit seinem scharfen Prismenglas die Bruchwiese ab. Wie zarte Stickerl hoben sich von dem lichten Grün das lilafarbene Schaumkraut, dunkelviolette Kuckucksblumen und gelbe Sumpfdotterblumen ab.

Ein Hase hoppelte zur Lüng, „im langen Bruch“ drüben zeterte ein Eichelhäher, irgend etwas mochte die Aufmerksamkeit des gesiederten Waldspions erregt haben. Eine kleine Haselmaus nestelte in den Zweigen des Wacholders, äugte Lühe aus ihren blitgenden, schwarzen Auglein an und „husch“ war sie verschwunden.

Der „lange Bruch“ wurde von den Bauern und Rätnern gemieden, vor Jahren sollte hier ein Mord an einem Förster begangen worden sein, und die Leute behaupteten steif und fest, daß es „scheeche“. Begreiflicherweise taten die Forstbeamten alles, um diesen Überglauken durch Erzählungen und gesellentliche Verbreitung von Schauergeschichten zu fördern, und der Erfolg bestand darin, daß das Wild sich mit Vorliebe in diesem ungestörten Revierteil einstellte. Ob an den Gerüchten etwas Tatsächliches war, konnte nicht mehr festgestellt werden, schließlich war das ja auch ganz gleichgültig, wenn das Wild nur seine Ruhe hatte.

Aus dem Grün der Wiese hob sich ein rostroter Fleck, Lühe nahm das Glas hoch, ein Schmalzrah und etwas weiter drüben, schon im „Feindlichen“, eine Röde mit zwei weißgesleckten Kühchen.

Jochen zog die Uhr, es war zehn Minuten vor einhalb acht, nun hätte der Bock eigentlich bald kommen können, denn im Bestand dünkelte es schon, und in einer halben Stunde war es mit dem Büchsenlicht vorbei.

Ein Ziegenmelker strich am Waldrand entlang, so tief, daß ihn Lühe mit der Hand hätte greifen können. In den Erlen des „langen Bruchs“ baumte glöckend ein Hasenohrhahn auf, und im Osten stieg blau und glanzlos die unvollkommene Scheibe des Mondes empor. Um westlichen Horizont zogen sich violette, rosafarbene und spangrüne Streifen entlang, ein letztes fahles Aufleuchten säumte purpur die Wipfel, dann erlosch es, und leise, lose breitete die Dämmerung ihre Fittiche über die ruhende Natur. — Noch einmal suchte Jochen die Wiese ab, da, es riß ihn ordentlich herum, da drüben stand der Bock, nur etwa zehn Gänge vom Grenzgraben entfernt, wie eine Scheibe!

Elsenbeinweis schimmerten die Spangen der breit ausgelegten Stangen, die handhoch die Laufher übertragen, unwillkürlich klopften Lühes Pulse schneller, würde der Kapitale den Graben überschreiten?!? Würde dann das Büchsenlicht noch reichen, um einen sicheren Schuß zu ermöglichen?! Denn wenn der Bock über die Grenze flüchtete, war er verloren, da Steinrück nie und nimmer eine Nachsuche gestatten würde.

Nur um Minuten konnte es sich handeln! Plötzlich warf der Bock auf, sicherte scharf nach dem „langen Bruch“ hinüber, zwei — drei Flüchten, nun stand er diesseits des Grabens, Jochen hob die Büchse, Korn und Kämme deckten das rote Blatt, langsam krümmte sich der Zeigefinger, aber im gleichen Augenblick dröhnte ein peitschenhiebartiger Knall durch den Forst, vielfaches Echo weckend, und wie vom Blitz erschlagen brach der Kapitale in seiner Fährte zusammen!

Sekundenlang war Lühe wie erstarrt, das bedeutete doch den Gipfel der Unverstörenheit, ihm den Bock hier, auf Brieckower Gebiet, vor der Nase wegzuwildern, wenn es nicht der Steinrückische Obersönder Wagner gewesen war, dann konnte es nur einer der Unterbeamten sein, aber der Kerl sollte ihm nicht so ohne weiteres davonkommen, das war eine Gelegenheit, wie sie sich so bald nicht wieder bot! Jochen sicherte die Büchse und schob sich vorsichtig noch näher an den Waldrand heran.

Drüben im „langen Bruch“ knackte es wie von eisigen Schritten, bei der lautlosen Stille war auch das leiseste Geräusch deutlich vernehmbar, nun teilten sich die Zweige — und ein junges Mädchen, in graugrünem Jagdrock, ein Lodenhütchen auf den braunen Loden, die leichte Büchslinte umgehängt, trat auf die Wiese, sah sich wie suchend um und eilte dann zu dem verendeten Bock, neben dem sie niederkniete, mit zitternden Händen die reich gerippten starken Stangen bestattend.

Unwillkürlich hatte Lühe einen hasblauten Ruf der Überraschung ausgestoßen, das konnte nur, nein, das mußte Gräfin Hertha sein, die kleine, wilde Hertha, mit der er als Junge im Steinrückischen Park gespielt, auf dem Brieckower See gerudert hatte, dieselbe Hertha, von der er, als er nach Köslin ins Kadettenhaus kam, tränereichen Abschied genommen hatte, die ihm einen vier Seiten langen Brief voller Kleidje schrieb und dann, vor nun beinahe zehn Jahren, nach Lausanne in Pension kam, kurz ehe der jähre Abbruch der freundschaftlichen Beziehungen erfolgte!

Wie alt mochte sie jetzt wohl sein, hm, er war zwölf Jahre gewesen, sie acht, also mußte sie nun dreizehn, zwanzig zählen, nicht mehr zu jung, vor vier Jahren war sie zurückgekehrt, und allgemein hieß es, daß sie und ihr Vetter Kurt, der Demminer, ein Paar werden würden. Tatjache war jedensfalls, daß Hertha Steinrück mehr Freier als die jelige Penelope hatte, aber sie sollte ein Bild ohne Gnade sein, und mehr als einer mußte mit einem zierlich geslochtenen Körbchen abziehen.

Gräfin Hertha als Wildsiedlein! Jochen mußte lächeln, das war ein seltener Gang, und besser konnte er dem alten Grafen seine kühle Abweisung nicht heimzahlen, als wenn er jetzt mit voller Strenge vorging,

der Tatbestand lag ja ganz klar, denn der Bock war gut zwanzig Schritte diesseits des Grabens geschossen worden, und Unkenntnis der Grenzen schützt nicht vor Strafe.

Lühe richtete sich auf und stelzte mit langen Schritten über die Wiese. „Guten Abend, Gräfin!“

Beim Klang der Stimme fuhr Hertha zusammen. „Jochen! — Herr von der Lühe! — Wie, — wie kommen Sie denn hier her?“

„Sehr einfach, in derselben Absicht wie Sie, Gräfin, ich wollte mir den Grenzbock holen, na, wenn ich ihn auch nicht selbst schießen konnte, so bekomme ich doch wenigstens die Krone, sie ist wirklich kapital!“

Das junge Mädchen lachte.

„Ich werde mich schön hüten, Ihnen die Krone herauszurücken, mein erster Bock, sehen Sie nur, die Kugel sitzt tadellos Blatt!“

Jochen hatte Mühe, seine ernste Miene beizubehalten.

„Trotzdem muß ich Sie bitten, Gräfin, mir nicht nur den Bock, sondern auch das Gewehr auszuliefern, denn Sie sind sich doch wohl darüber klar, daß Sie den Bock auf meinem Revier gewildert haben?“

„Ge — — was?! — Gewildert?!“ Hertha war ganz blau geworden, und ihre großen, tiefblauen Augen richteten sich mit dem Ausdruck ungläubigen Schreckens auf Lühe.

„Allerdings! Oder sollten Sie wirklich nicht wissen, daß der Graben die Grenze bildet?“

„Jochen, — — Herr von der Lühe, Sie scherzen! Nicht wahr, Sie wollen mich nur zum besten haben?“

„Bedauere, ich spreche im vollsten Ernst, und da es Ihr Herr Vater war, der die Anbahnung des früheren freundschaftlichen Verkehrs in schroffer Form ablehnte, muß ich auf meinem guten Recht bestehen!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Fälschung von Edelsteinen.

Von Arthur Frank Kausel.

Zwei Umstände sind es, welche die Fälschung von Edelsteinen so verlockend gestalten: zunächst ist das Fälschen von Edelsteinen infolge ihrer Kostbarkeit sehr gewinnbringend, dann aber verringert die unter den Käufern nur in geringem Maße verbreitete Sachkenntnis die Gefahr der Aufdeckung der Fälschung außerordentlich. Das Fälschen von Schmucksteinen wird deshalb auch schon seit alten Zeiten betrieben; die ältesten Nachrichten darüber finden sich in den Schriften des römischen Schriftstellers Plinius, sind also beinahe 2000 Jahre alt. Für die Erkennung der echten Edelsteine von den unechten gibt er u. a. Merkmale an, die noch heute im Juwelenhandel vielfach als Basis zur Beurteilung der Steine in dieser Hinsicht dienen. So erwähnt er z. B., daß sich echte Edelsteine in den Mund oder zwischen die Lippen genommen, im Gegensatz zu unechten kalt anfühlen. Auch die im Innern der Imitationen häufig vorkommenden — heute allerdings durch die fortgeschrittenen Technik vermeidbaren — Unregelmäßigkeiten nennt er schon. Ja, sogar das Doublieren, Untermalen und Unterlegen war damals schon bekannt, wie aus seinen Schriften zu entnehmen ist. Das zu Fälschungen verwandte Material war im Altertum und im Mittelalter Glas. Besonders im Mittelalter, jener Zeit der Beutelschneider, wurde großzügig gefälscht, wofür man sich leicht einen Beweis schafft, wenn man die heute noch in Museen erhaltenen Goldschmiedearbeiten, Schmuckstücke und Kunstaeräte aus jener Zeit einer genauen Prüfung unterzieht.

Meister der Fälschung waren im Altertum, im Mittelalter, wie auch übrigens heute noch, die Jader. Die aus Europa stammenden Imitationen des Mittelalters sind durchwegs plump ausgeführt, ob es sich nun um Glassteine oder Doubletten oder mit farbiger Folie verkleidete Bergkristalle handelt. Bei dem heutigen fortgeschrittenen Stand der Technik und der Wissenschaft hat man alle Mittel zur Hand, die Fälschungen vollkommen zu machen und tut dies auch in einem Maße, daß zur Unterscheidung der echten von den unechten Steinen umständliche Untersuchungen nötig geworden sind. Mit der Verbreitung der Fälschungsmethoden hand in hand ging deren Verbilligung, so daß man heute nicht mehr wie im Mittelalter nur die seltensten, auch daher kostbarsten Edelsteine nachahmt, sondern auch die weniger seltenen wohlfälliger im Handel erhältlich sind.

Das zur Nachahmung der durchsichtigen Steine verwandte Material ist „pierre de Stache“; man würde aber

irren, wollte man, nach dem Namen urteilend, erwarten, es mit einer französischen Erfindung zu tun zu haben. Der Name „Strah“ führt von einem Wiener namens Strasser her, der sich um die Vervolkommung dieses Glasschlusses — denn nichts anderes ist Strah, früher in ähnlicher Zusammensetzung „Mainzer Glasschlus“ genannt — sehr verdient gemacht hat. Keiner Strah ist so farblos, besitzt so hohe Lichtbrechung, ein solches Farbenzestreuungsvermögen und solchen Glanz, daß er sich vortrefflich zur Imitation des Diamantes eignet. Man nennt solche Diamantimitationen „Similt“. Glanz und Feuer der Simillidiamanten wird noch erhöht, die Ähnlichkeit mit dem echten Diamanten wird noch täuschender, wenn der Glasschlus unter Hinzufügung von Thallium hergestellt wurde. Die Simillidiamanten haben aber eine Schwäche, und diese wird ihnen bald zum Verhälter: das ist ihre geringe Härte. Sie erreichen im besten Falle den Härtegrad 5, nähern sich also im Gebrauch bald ab. Die Kanten werden stumpf, die polierten Flächen blind.

Oberflächlich und unmöglich wäre also eine Probe auf Echtheit, die sich nur auf der allgemein bekannten Verwendbarkeit der Diamanten zum Glasschneiden aufbaut. Viele Käufer versuchen den fraglichen Stein zu prüfen, indem sie mit ihm Glas schneiden wollen. Abgesehen davon, daß ein geschliffener Diamant niemals Glas schneiden, sondern es höchstens richten kann, denn um zu schneiden braucht er unbedingt eine natürliche, gebogene Kante, richten auch Imitationen in den weitaus meisten Fällen Glas, ja, sogar Glasimitationen tun dies, wenn sie noch nicht abgenutzt sind, d. h. wenn sie noch scharfe Kanten haben.

Farbige Edelsteine werden imitiert, indem man den Strah in der Schmelze das der Farbe entsprechende Metalloxyd zusetzt. Da es mit Hilfe besonderer Maschinen möglich ist, solche Glassteine in größerer Anzahl auf einmal zu schleifen und zu polieren, lohnt es sich, auch die billigsten echten Steine zu imitieren, denn diese kann man nicht mit der Maschine, sondern nur mit der Hand schleifen, so daß die Bearbeitungskosten bei ihnen weitaus größer sind, als der Stoffwert.

Selbstverständlich ist man darauf bedacht, die Fälschungen so vollkommen als möglich zu gestalten, und man hat in letzter Zeit den Glasschlüssen die dem echten Steine entsprechenden chemischen Stoffe zugefügt, z. B. dem Smaragd Verollumerde. Auch hat man im elektrischen Flammenbogen reinen Bergkristall geschmolzen und durch Zusatz gefärbt. Auf diese Weise erreichte man wohl eine größere Härte der Imitationen, aber ihre Herstellung stellt sich zu teuer und außerdem wird ihr Preis noch durch die infolge der größeren Härte schwierigere Bearbeitung in die Höhe geschraubt.

Zur Imitation der undurchsichtigen Edelsteine werden neben verschiedenen Glasschlüssen noch Zelluloid, Galalith, Porzellan, Knochen und Elsenbein (Beintürkis) verwendet.

Die Fälschungsmethode des Aufeinanderkittens zweier Steine, auch schon zu Römerzeiten bekannt, ist heute zu großer Vollkommenheit gelangt. Man nennt solche zusammengesetzten Edelsteine „Doubletten“; sie können als zwei dünne echten Steinen, oder auch aus einem echten Ober- und einem Glasunterteil bestehen. Während man früher, in der altrömischen Epoche, auch undurchsichtige Steine, z. B. die zu Gemmen verarbeiteten, mehrschichtigen Onyxsteine auf diese Weise imitierte, werden heute nur mehr durchsichtige Steine durch Doubletten gefälscht. Bei einer Diamantdoublette besteht der Oberteil meist aus einem echten Diamanten, der Unterteil hingegen aus farblosem Saphir oder Zirkon. Wird zum Unterteil Glas verwendet, so flest man dieses an den Oberteil an, so daß eine Trennung nicht mehr möglich ist. Im Handel ist für Doubletten, die aus einem echten Oberteil und einem unechten Unterteil bestehen, der Name „Mixte“ üblich. Farbige Doubletten erzielt man durch Färbung des Unterteils, durch Einlegen einer farbigen Folie zwischen die beiden Teile oder auch, bei den Hohldoubletten, durch eine im ausgehöhlten Unterteil enthaltene Flüssigkeit. Die Fälscher bringen die „Doubletten“ in der Regel in Fassungen in den Handel, so daß es, besonders für den Laien, sehr schwierig ist, die Fälschung zu erkennen, da dann meist nur der echte Oberteil einer Untersuchung unterzogen werden kann.

Vielfach sucht man auch den Käufer zu täuschen, indem man dem echten Stein einen ähnlich aussehenden, aber minderwertigen unterschiebt, z. B. dem Diamant farblosen Saphir oder Zirkon, dem Smaragd Turmalin. Das ist natürlich nur durch krasse Unkenntnis möglich, und wenn diese Unkenntnis auch bei Juwelieren nicht so stark in Erscheinung tritt, so kommt es doch nicht so selten vor, daß ein Juwelier einen Spinel als Turmalin oder einen rosa Turmalin als rosa Topas verkauft, einfach deshalb, weil er die verschiedenen Steine nicht zu unterscheiden weiß. Er braucht deshalb noch gar keine schlechten Absichten zu haben, denn er handelt meist nach bestem Wissen, da ihm der Stein von seinem Lieferanten unter diesem Namen verkauft wurde.

Durch die im Handel herrschende Willkür der Bezeichnungen der Steine wird den Fälschungen viel Vorleb gezeigt. Dieses Chaos unter den Steinnamen hat seinen Grund in Verämmissen früherer Zeiten. Im Altertum wie im Mittelalter wurden die Edelsteine nur nach ihrer Farbe unterschieden; Plinius galt jeder grüne Stein als Smaragd, im Mittelalter hieß jeder leuchtend rote Stein Karunstein. Als man aber merkte, daß Rubin, Spinell und Granat wohl alle von roter Farbe, also Karunesteine waren, sich aber nichtsdestoweniger deutlich voneinander unterschieden, gab man ihnen Beinamen. Auf diesem Wege entstanden Namen, wie „Schottischer Topas“, „Edeltopas“, „Balasrubin“ u. a. Teilweise erstand man Namen, die die Steine seltener, begehrter erscheinen lassen und das Publikum zum Kauf anregen sollten, z. B. Kavrubin für Granat, Madeiratopas für einen schönen braunen Topas, Brasilianischer Rubin für roten Turmalin.

Allerdings gibt es heute schon wissenschaftlich festgelegte Tabellen, in denen jeder Stein seinen bestimmten Namen führt, doch haben sich diese wissenschaftlichen Steine im Handel noch nicht allgemein eingebürgert.

Sollte jemand in dieser Besprechung die synthetischen Edelsteine vermissen, so möchte ich zum Schlus meines Aufsatzes darauf aufmerksam machen, daß Imitationen von synthetischen Edelsteinen streng geschieden werden müssen, denn synthetische Steine sind nur auf künstlichem Wege zu Stande gekommen, sind aber im übrigen aus der gleichen Substanz wie echte, während Imitationen aus minderwertigem Stoff bestehen.

Gentlemen ohne Hosen.

Von E. van D'Elden.

Der größte Teil der malaiischen Stämme, welche die Philippinen-Inseln bewohnen, haben durch jahrhunderte-lange Verführung mit spanischer und seit drei Jahrzehnten auch mit amerikanischer Kultur sich viel von derselben angeeignet. Eine der wenigen Ausnahmen davon sind die Igoroten des nördlichen Luon. Früher ein kriegerisches Volk, welches manchen harten Strauß mit den Spaniern auslocht, sind sie unter amerikanischer Herrschaft sehr friedliebend geworden und widmen sich jetzt der Viehzucht. Nebenbei dienen viele ihrer jungen Männer in der amerikanischen Kolonialarmee. Diese setzt sich aus Angehörigen aller Stämme zusammen und ist ganz nach amerikanischem Muster bekleidet und ausgerüstet. Als die Tüchtigsten und Tapfersten von ihnen schämen die amerikanischen Offiziere die Igoroten, welche ein eigenes Regiment bilden. Und doch schien ihre Einstellung zuerst durch eine sehr wichtige Kleidungsfrage verhindert zu werden. Sie weigerten sich nämlich, Hosen und Schuhe zu tragen. Nicht nur aus Ungehobenheit, sondern auch aus übergläubigen Gründen wehrten sie sich dagegen. Die Amerikaner hätten nun gerne in der Schuhfrage nachgegeben, aber Soldaten ohne Hosen, das war doch ihrem puritanischen Sinne gemäß einfach undenkbar. Alles Zureden half nichts. „Entweder keine Hosen oder wir lassen uns nicht anwerben“, dabei blieben die Igoroten. Nur wandte man sich an das Generalkommando in Manila und hier gab man nach. Die Uniform für die Igoroten wurde: Unten nur Lendenschurz, oben Hemd, Waffenrock und Hut. Als nun die Ersten von ihnen auf Urlaub nach Hause kamen, imponierten sie ihren Stammesgenossen sehr. Jeder, der die nötigen Pesos hatte, schaffte sich Hemd, Kragen, Krawatte, Rock und Hut an, und bei feierlichen Gelegenheiten spazieren sie so umher. Die „alcaides“ (Bürgermeister) ihrer Dörfer gingen noch einen Schritt weiter. Ein gewöhnlicher Hut war unter ihrer Würde, nur ein Zylinder tat's für sie. Und oben „a perfect gentleman“, unten so gut wie nichts, gehen sie ihrem Amte nach.

Scherz und Spott

Wangenrot. „Sind rosige Wangen nicht ein Zeichen von Gesundheit?“ — „Man sagt es.“ — „Gestern sah ich eine junge Dame, die war auf der einen Seite viel gesündert als auf der andern.“

Leider unmöglich. „Nein, ich kann Ihre Frau nicht werden. Es bleibt Ihnen nichts anderes übrig, als mich zu vergessen.“ — „Das kann ich nicht, ich bin Gedächtniskünstler.“

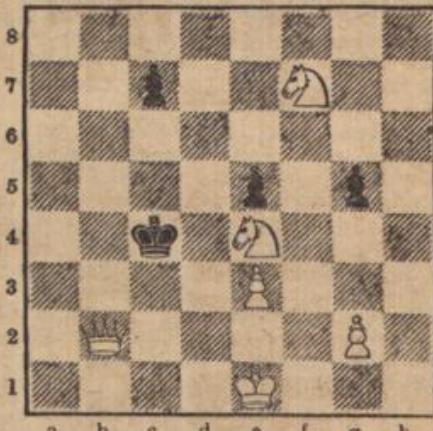
Schale oder Kern? „Und was gefällt dir am besten?“ fragt die Dame ihren Gatten auf der Modeschau. — „Ich würde die große Blondine dort nehmen“, erwidert er eifrig, „oder vielmehr das rosa Chiffonkleid, mein Liebling.“

Spiele und Rätsel

Schach

Bearbeitet von Gustav Mohr.

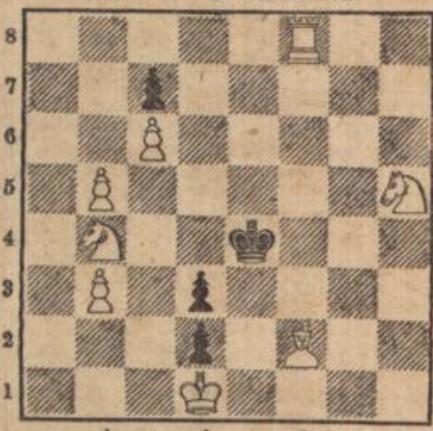
Nr. 45. R. Hollstein, Berlin †.



Weiß: Kd1, Db2, Se4, f7, Be3, g2.
Schwarz: Kc4, Bc7, e5, g5.

Matt in 3 Zügen.

Nr. 46. Von demselben.



Weiß: Kd1, Tf8, Lf2, Sb4, h5, Bb3, b5, c6.
Schwarz: Ke4, Bc7, d3, d2.

Matt in 4 Zügen.

Verschiedenes. In Berlin ist dieser Tage Robert Hollstein im Alter von 74 Jahren gestorben. Von Beruf Schlosser, war er ein Schachkomponist, der es verstanden hat, seinen Werken eine sorgfältige Bearbeitung und einen ansprechenden Inhalt mit auf den Weg zu geben. Die obenstehenden zwei Aufgaben stammen aus seiner Werkstatt.

Großmeister Spielmann antwortet auf die Frage: „Ist der Anzug ein Vorzug?“ Zur Zeit bevorzugt die Eröffnungstheorie die Untersuchung der dem Schwarzen möglichen Verteidigungen; die neuen, in letzter Zeit hier gefundenen Wege, haben für den Anziehenden das Spiel sehr erschwert, sodaß die Eröffnung ihm keinen merklichen Vorteil bietet. Es müßte nun eigentlich eine Epoche einsetzen, die ihre Energie vorwiegend den Wünschen des Anziehenden widmet.

Im Rahmen der Wiener Festwochen findet am 6. Juni auf dem Trabrennplatz in Wien eine Schachpartie mit lebenden Figuren statt. Den Beginn bilden zwei Meisterpartien unter Leitung der Schachmeister Spielmann-Takacs und Grünfeld-Lichtenstein; die Meister übernehmen die Rollen der Könige und ordnen gleichzeitig den Gang der Partien an. Es folgt eine Reiterpartie, die von Kavalleristen des Bundesheeres in historischen Kostümen ausgeführt wird. Den Schluß bildet eine Damenpartie in Form einer Reiterquadrille in Rokokokostümen.

Am Ende des vorigen Jahres ist wohl der größte bis jetzt bekannte Massenkampf vor sich gegangen. Die Beamten der Londoner Zivilverwaltung spielten an ungefähr 500 Brettern gegen andere Schachfreunde Groß-Londons. Sie erlitten eine Niederlage, da sie mit $297\frac{1}{2} : 210\frac{1}{2}$ unterlagen.

Staatssekretär z. D. Meister, der Jahre lang dem preußischen Innenministerium angehört hat, ist ein starker Schachspieler und besonders für die Einigung der deutschen Schachverbände tätig.

Der bekannte Schachmäzen, das Mitglied des Manhattan-Chess-Club in New York, Julius Finn, hat aus Anlaß der Teilnahme Capablancas an dem Kissinger Großturnier dem dortigen Verein einen größeren Betrag zur Verfügung gestellt, der, zur einen Hälfte als Preis für die bestgespielte Partie, zur anderen Hälfte als Preis für die schönste Partie dienen soll.

Partie Nr. 11. Kieseritzkygambit.
Weiß: Steinitz; Schwarz: Schlechter.

1. e4—e5, 2. f4—e×f4, 3. Sf3—g5, 4. h4—g4, 5. Se5—Lg7, 6. d4—Sf6, 7. Lc4—d5, 8. e×d5—0-0, 9. Sc3—Sh5, 10. Se2—c5, 11. S×f4—S-g3, 12. Se6. Ein beachtenswerter Zug. 12. ... f×e6, 13. d×e6—L×e6. Schwarz gibt die Figur zurück um den feindlichen Angriff abzuschwachen und gleichzeitig die eigene Entwicklung zu fördern. 14. L×e6+—Kh8, 15. D×g4—S×h1, 16. Le3—c×d4, 17. L×d4—D×d4. Hübsch gespielt. 18. D×d4—Sc6, 19. S×c6!—b×c6. Besser wäre wohl 19. L×d4, 20. S×d4—Sf2, 21. Dc4—Tb8, 22. 0-0-0. Eine originelle Verteidigungsmethode. 22. ... L×b2+, 23. Kd2—Sf2, 24. Tb1—Td8+, 25. Ke2—Lg7, 26. Tb7—Td4, 27. D×c6—Te4+, 28. Kd2—Td4+, 29. Ke3—Sd1+. Auf 29. Te4 opfert weiß seine Dame. 30. Ke2—Lh6, 31. Lf7—Td8??, 32. D×h6. Schwarz gibt auf.

Lösungen: Nr. 40. 1. Sf2—Sf7, 2. D5; 1. ... Ke5, 2. Db5+; 1. ... Kg5, 2. g5; 1. ... Ta6g2, 2. Sg4+. Nr. 41. 1. Dc8—Kd5, 2. e4+; 1. ... Td2, 2. D×b7+; 1. ... Sf3, 2. e×f3+; 1. ... T×g2, 2. D×c4+. Angegeben von S. Gradstein. Nr. 41 von Ludw. Nickel.

Rätsel

Bilderrätsel. Was antwortet der Student im Bett seinem Freunde auf die Frage: „Wie geht's?“



Magisches Quadrat.

A	A	A	CH
E	E	E	
K	K	R	S
S	S	T	T

Die Buchstaben der Figur sind so zu ordnen, daß die wagerechten und entsprechenden senkrechten Reihen gleichlautende Wörter ergeben: 1. Kartenspiel, 2. Molkereiprodukt, 3. Überrest, 4. Produkt aus Steinkohle.

Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätsellösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösung der Rätsel in Nr. 123.

Rösselsprung: Von Blüten träufeln Baum und Strauch, ich atme würzigen Blumenhauch. Der rauschende Wald und der wallende See, die fernen Berge im flimmernden Schnee; die schwelenden Saaten weit und breit, o du fröhliche, zelige Pfingstenzeit! — **Botanisches:** Pfingstrose.

Richtige Lösungen sandten ein: Annemarie u. Magda Travers, Walter Emig, sämtl. aus Wiesbaden; Otto Prückel a. Hahn i. T.